Was ein Tannenbaum erlebte.

Von

R. Pfannschmidt-Beutner.

Es war Winter und die Bäume im Walde standen kahl; heute aber hatten sie dennoch alle ein Kleid angelegt, ein weißes, glitzerndes: über Nacht war der Rauhreif gekommen und hatte sich mit Millionen und aber Millionen kleinen feinen Spitzen an Aeste und Zweige gesetzt, und nun schimmerte der Wald, der gestern noch dunkel und öde gelegen hatte, als sei er in ein Zauberland versetzt. Alles weiß, blendendes Weiß, wohin das Auge blickte; nur die Tannenschonung unterbrach die lichte Farbe mit wohltuendem Grün. Auch an die Nadeln hatten sich die feinen Spitzen hie und da gesetzt, daß sie in dem herrlichen Wintersonnenschein blitzten, und wenn der Wind durch die Bäume ging und die Zweige sich glitzernd bewegten, so war ein Geflüster unter ihnen von einem viel schöneren Glanz, in dem sie einmal strahlen würden an einem einzigen seligen, wunderbaren Abend!

So recht genau wußte niemand von diesem Abend zu berichten; keiner der größeren Bäume, die abgeschlagen und davongefahren waren, war ja wieder in den stillen Wald zurückgekommen, um seinen Erlebnissen zu erzählen. Aber daß den Nadelbäumen, den Tannen und Fichten, einmal etwas Besonderes bevorstand, das wußten sie alle, und selbst die winzigen Setzlinge, die wie die Schulkinder in Reih und Glied in der jüngsten Schonung standen, träumten und plauderten schon davon.

Es war auch gut, daß die Tannen etwas hatten, auf das sie stolz sein konnten; andere Bäume trugen Blüten und hatten viel schönere Blätter, die sich im Herbste rot und golden färbten. Aber eben diese Ueberlieferung, dieses geheimnisvolle Etwas, das die Nadelbäume umgab, sicherte ihnen ihre Stellung den Kameraden gegenüber.

Es war eine große Tannenschonung oder eigentlich deren mehrere: große stattliche Stämme und auch kleinere bis hinab zu den allerjüngsten. Unter den mittleren Bäumen war einer ein wenig in der Größe zurückgeblieben, so daß ihn die anderen überragten. Aber er ließ sich das nicht anfechten, der kleine Kerl, er hatte ein frohes, junges, von harziger Kraft erfülltes Tannenherz und meinte zuversichtlich, daß der liebe Gott auch für kleine Leute einmal einen passenden Platz haben würde, da er sie ja so und nicht anders geschaffen hatte.

Eben jetzt kam eine den Bäumen wohlbekannte Gestalt den beschneiten Waldweg entlang: der Förster war es in seinem graugrünen Rock, den Pelz trugen dicht an die Ohren hinaufgezogen, denn es war bitterkalt. Neben ihm ging ein Arbeitsmann in wollener Jacke, der trug einen Topf in den mit dicken Fausthandschuhen bedeckten Händen.

Die Bäume, insbesondere die Tannen, wußten genau, was das zu bedeuten hatte, denn alljährlich wiederholte sich diese Sache; und so ging ein leises Bewegen, Strecken und Biegen durch alle die tausende von Aesten und Zweigen.

Bei den Tannen der älteren Schonung stand der Förster still. „Den da, Mertens,“ sagte er, und flugs bezeichnete der Begleiter den betreffenden Baum mit einem weißen Pinselstrich aus seinem Farbentopf.

„Den da, den da,“ klang es immer wieder, oder der Förster deutete auch nur mit stummem Fingerzeig auf die Stämme, die angestrichen werden sollten.

Mitten aus dem tiefsten Dickicht der Schonung heraus wurden Bäume erwählt, damit die anderen Raum gewinnen und sich besser ausdehnen und entfalten konnten.

Als die Arbeit beendet war, dunkelte es bereits, und die Männer gingen eilend ihren warmen Häusern zu.

Unter den Tannen aber herrschte große Erregung; die mit dem weißen Zeichen bestrichenen kamen sich ganz besonders wichtig vor und wurden von den andern mit Respekt betrachtet, wußten doch alle: diese waren ausersehen, bald der schönen unbekannten Bestimmung entgegen zu gehen.

Aber es war nicht nur Stolz und Freude, was die Herzen der Bezeichneten erfüllte, obgleich sie den andern gegenüber nichts weiter merken ließen; eine Bangigkeit hatte sie dennoch erfaßt vor dem, was da kommen sollte. Wie würde es ihnen draußen in der unbekannten Welt ergehen? Sie hatten so schöne Zeiten erlebt in ihrem Walde, im lieben Sommer, wenn die Sonne warm auf ihr Geäste schien, daß es süßen Harzduft verbreitete, wenn Vögel in ihren Zweigen sangen und bunte Schmetterlinge über den moosigen Boden zu den Blumen flatterten, wenn barfüßige Kinder rings umher eifrig nach roten und blauen Beeren suchten, oder müde Wanderer sich dankbar im kühlen Schatten ausruhten. Ja, und auch der Winter war schön, friedlich und feierlich mit seinem glänzenden Schnee. Und das alles sollten sie jetzt verlassen, für immer verlassen? Und aus dem Innersten manches Tannenbaumes drang ein harziger Tränentropfen zur Rinde hindurch.

In der Schonung, in welcher auch unser kleiner Baum stand, waren nur wenige Stämme bezeichnet worden; sie waren noch zu jung. Aber auch sie, und ganz besonders unser Freund, nahmen lebhaften Anteil an dem Geschehenen. Der Kleine fühlte herzlich mit den erwählten Bäumen; aber plötzlich kam ihm eine Sorge. Würde er je so groß werden, daß der Förster auf ihn weisend „den da“ sagen und Mertens ihn bezeichnen würde?

Und in dem Gedanken, daß das Leben da draußen mit seinen Freuden und Schmerzen ihm verschlossen bleiben könnte, überkam ihn doch eine Traurigkeit.

So kam es, daß es in dieser Nacht wenig ruhigen Schlaf im Walde gab; die Bäume bogen sich zu einander, flüsterten im Nachtwind und tauschten ihre Hoffnungen und Befürchtungen aus.

Da, was war das? Leise, vorsichtige Menschentritte mitten in der kalten Winternacht? Das konnte der Förster nicht sein, der schritt anders aus. Und bei dem blassen Schein des Mondes erblickten die Bäume zwei Männer, die still und heimlich, als gingen sie auf bösen Wegen, durch die Stämme glitten. Jetzt trat der Mond hell hinter einer Wolke hervor und blitzte einen Augenblick in der scharfen Schneide eines Beiles auf, das der größere und breitere der beiden Männer trug.

„Hier giebt's genug, Heiner, hier kannst du zuschlagen, daß es ne Art hat,“ sagte derselbe Mann mit gedämpfter tiefer Stimme.

Der andere antwortete nicht, aber der kleine Baum, neben dem er gerade stand, hörte deutlich, daß er unruhig und hastig atmete.

Der Große schlug jetzt zu, es war keiner von den bezeichneten Stämmen, den er traf, und der Baum, überrascht und unvorbereitet, stöhnte in dem Schmerz, den die Axt ihm verursachte.

Der jüngere und schlankere Mann stand noch immer regungslos neben dem kleinen Baum.

„Was macht, Heiner? sei keine Schlafmütze, pack an!“ sagte der ältere jetzt rauh.

Der Angerufene zog nun ebenfalls ein Beil aus der Jacke hervor und begann einen Stamm damit zu bearbeiten. Das Herz des kleinen Baumes schlug gewaltig; würde auch er jetzt daran kommen? Diese Männer schienen die Auswahl nicht so genau zu treffen; aber nun bangte ihm doch, so früh schon herausgerissen zu werden aus dem heimatlichen Boden. Der Heiner schien ihn auch wirklich wählen zu wollen, denn eben bog er die unteren Zweige zurück, den Stamm an der Wurzel zu treffen. Da rief die rauhe Stimme abermals dazwischen: „Bist nicht gescheit, Heiner, so ein Kleinzeug zu nehmen; was meinst du, wer dafür ein paar Pfennig zahlen wird?“

Der Heiner wandte sich nun einem größeren Bäume zu, und eine Weile arbeiteten beide schweigend.

Da plötzlich zuckte ein grelles blendendes Licht aus einer Laterne über die gebückten Gestalten hin und ein donnerndes, gebieterisches „Halt“ dröhnte in ihre Ohren.

Der Aeltere warf sich platt auf die Erde und suchte auch im Dickicht der unteren starken Aeste zu verbergen; aber einer der beiden Gehilfen, die mit dem Förster zur Beaufsichtigung der königlichen Forst heut Nacht herausgekommen waren, stürzte sich über ihn und hielt ihn mit eisernem Griff am Hals gepackt.

Der jüngere war zurückgetaumelt, ließ sich dann aber starr und ohne Gegenwehr, wie eine vom Licht geblendete Motte, festhalten.

„Natürlich der schwarze Steffen!“ sagte der Förster, und stieß verächtlich mit dem Fuß gegen den noch auf dem Boden liegenden Mann, der wie ein Rasender mit Armen und Beinen um sich schlug, so daß der zweite Fortgehilfe herbeispringen mußte, um bei seiner Fesselung zu helfen.

Der Förster hielt währenddessen den jungen Burschen am Kragen fest, hob die Blendlaterne und leuchtete dem sich vergebens Sträubenden scharf in das Gesicht.

„Alle Wetter,“ rief er überrascht und erschreckt, „der Heiner, der Hempel-Heiner?! Junge, bist du denn ganz und gar von Gott verlassen? Der einzige Sohn des reichsten Bauern im Dorf und geht Nachts wie ein Strauchdieb aufs Christbaumstehlen? Da soll dir doch gleich —“

Aber als er in das hübsche, leichenblasse Gesicht sah, aus dem ihn die Augen mit stummer Verzweiflung anblickten, erstarb ihm die Verwünschung auf den Lippen.

„Junge,“ sagte er leiser, „Gott weiß, ich kann dir nicht helfen, so gern ich ein einziges Mal in meinem Leben durch die Finger sehen möchte! Sitzen mußt du, das hilft nichts, denn die Gehilfen haben dich gesehen, und dein saubrer Kumpan würde dich am Ende auch verraten. Aber was dein Alter dazu sagen wird und deine brave Mutter. — Junge, ich kann es nicht ausdenken! Dem Hempelbauer, dem stolzen ehrbaren Hempelbauer sein einziger Sohn hinter Schloß und Riegel? Sei du froh, daß ich dich gleich auf den Schub mitnehmen muß; kriegte dich dein Vater jetzt in die Finger, du behieltest keinen Knochen ganz im Leibe!“

Der Hempel-Heiner erwiderte kein Wort, er grub nur die Zähne in die Lippen und ließ sich dann willig die Hände mit festen Stricken umwinden.

Jetzt hatten die vereinten Kräfte auch den schwarzen Steffen gezähmt, und nebeneinander gingen die zwei Schuldigen durch den stillen dunklen Wald dem Dorfe zu, neben sich je einen Gehilfen, dahinter den Förster mit scharf geladenem Gewehr.

In wenigen Minuten war es wieder still, ganz still geworden, und der Mond schien friedlich wie vorher auf die bereiften Tannenzweige. Aber unter den Bäumen selbst begann nun wieder ein heimliches Raunen und Rauschen, und sie teilten einander ihre Gedanken über das Erlebnis mit. Unser kleiner Baum zitterte noch bis in die Wurzeln hinein; der blasse Bursch hatte gerade wieder neben ihm gestanden, als ihn der Förster erkannte und fesselte; in sein Gezweige hinein hatte der Heiner wie hilfesuchend gegriffen und scheinbar nicht gefühlt, daß Tannenscharte Nadeln haben. Dem Bäumchen war es daher, als hätte es ein ganz besonderes Anrecht, an dem Geschick des auf so böse Wege Geratenen teilzunehmen. Aber es sagte sich mit Kummer, daß es wohl nie wieder etwas vom Hempel-Heiner hören würde. Hätte die scharfe Axt lieber doch noch seinen Stamm getroffen, dann wäre es jetzt hinausgetragen worden in die Welt und hätte dort vielleicht die Erklärung zu dem Ereignis erhalten. Nun würde ihm wohl nie mehr eine Gelegenheit werden, aus dem Walde hinauszukommen und das Leben draußen kennen zu lernen.

Das Bäumchen schien auch wirklich recht zu behalten; die weiß bestrichenen Stämme wurden bald von Holzschlägern gefällt und von ihrem Kameraden fort in die weite Welt geschafft. Sie erlebten dort wahrscheinlich das Große, Wunderbare, dessen Kunde immer von neuem alle Tannenherzen erfüllte, das wiederum alle jungen Setzlinge hörten und von dem der Wind sogar in lauen Sommernächten sang.

Neue Stämme wurden im nächsten Jahr bezeichnet und fortgeschafft, aber unser Bäumchen war nicht darunter; sogar aus dem Kreise seiner nächsten Kameraden wurden in den folgenden Wintern verschiedene erwählt, unser Bäumchen blieb stehen. Sommer und Winter auf demselben Platz, der nur ein wenig geräumiger geworden war.

Es war aber auch wirklich nicht sehr gewachsen, das kleine Ding, nur breiter und buschiger war es geworden, sodaß der Förster es wohl für einen Christbaum ungeeignet fand. Nachdem es nun Jahr um Jahr vergeblich immer brennender gewünscht und gehofft hatte, unter den Weißbezeichneten zu sein, hatte das Bäumchen endlich einen starken Entschluß gefaßt, ruhig und zufrieden sein Geschick zu tragen.

„Lieber Gott,“ sagte es nun wieder wie in seiner frühesten Jugend, „du wirst ja wissen, wozu du mich geschaffen hast und mich meine Bestimmung so oder so finden lassen; wie du es beschließest, so ist es, wie für die Menschen, so auch für jeden ehrlichen Tannenbaum das beste.“

Und so freute unser Freund sich wieder in aller Harmlosigkeit der Schönheit des Frühlings und Sommers, die alljährlich mit immer neuer Pracht in den Wald gezogen kamen, er labte sich am milden Regen und streckte sein Geäst dankbar und wohlig der lieben Sonne entgegen. Ja, er drückte diesen seinen Dank und seine Freude dadurch aus, daß er ringsumher süßen würzigen Harzduft verbreitete, den alle Geschöpfe mit Behagen einatmeten.

Er dachte gar nicht mehr an einen Wechsel seines Geschickes, als nach Jahren derselbe Förster, nur ein wenig grauhaarig geworden, mit seinem Begleiter durch den Wald kam, um die Christbäume zu bezeichnen. Aber heut kam er, durch die Schonung hindurchgehend, gerade auf unsern Baum zu. Mit der Fußspitze deutete er nachlässig, halb verächtlich, nach ihm hin.

„Streich auch den Kerl an, Martens,“ sagte er, „aus dem wird sein Lebtag nichts Gescheites; bei armem Volk ist er als Christbaum noch gut genug.“

Und in demselben Augenblick glitt der dicke Pinsel am Stamm des Baumes entlang, und weißgezeichnet stand er inmitten seiner Kameraden da. Was er so lange und so heiß gewünscht hatte, heut war es ihm geworden, aber war er nun wirklich glücklich? Ach, es war viel Bitterkeit in seine Freude gemischt: erstens die verächtlichen Worte des Försters, und dann wurde ihm plötzlich vor der Trennung angst und bange. Aber nun half es nichts mehr, und wie Jahr für Jahr die Weißbezeichneten die Bangigkeit in ihren stolzen Tannenherzen verborgen und ihren zurückbleibenden Kameraden nur ihre Freude gezeigt hatten, so richtete sich auch unser Freund so hoch auf wie er es irgend vermochte, und stand so stolz und würdig da, wie der größte und schlankste der übrigen Auserwählten.

Am andern Tage kamen die Holzschläger und schlugen die Stämme ab; krach, krach drang die Axt an der Wurzel in unsern Baum, aber er hielt sich tapfer und überwand den kurzen Schmerz.

Dann wurden die Stämme alle miteinander auf Holzschlitten geladen und von den Männern weit durch den Wald gefahren. In die Wagen der Eisenbahnen wurden die von allem Staunen halb Betäubten geschafft und fort ging das sausende Ungetüm der Reichshauptstadt entgegen. Dort wiederum auf dem Bahnhof angelangt, wurden die Stämme abgeladen und von streitenden Händlern angekauft. Ein jeder der Männer zog dann mit seinem Wagen voller Tannen in die Stadt hinein und stellte sie in Reih und Glied auf, damit sie von den Leuten zum Schmuck des lieben Weihnachtsfestes gekauft werden sollten. Unser Baum stand mitten unter größeren Kameraden, aber ihm war übel zu Mute, denn einer seiner schönsten Zweige war beim Verladen geknickt worden und hing schlaff vom Stamme herunter. Das bekümmerte den Baum, und es kam ihm vor, als betrachte ihn auch der Händler mit mißbilligenden Blicken.

Käufer kamen und gingen. Herren im Pelz und Damen in stattlichen Mänteln, dazwischen einfachere Leute; alle betrachteten und beurteilten die Bäume und mancher von unseres Freundes Gefährten wurde davongetragen, seiner schönen, unbekannten Bestimmung entgegen. Nur unser Bäumchen mit wenigen andern stand noch unbegehrt. Der Händler suchte immer es anzupreisen, aber die Leute schüttelten die Köpfe zu seinen Worten.

„Der ist durchaus nicht hübsch gewachsen,“ sagten sie, „und der eine große Zweig ist sogar noch abgeknickt.“

Unserm Bäumchen war sehr elend zu Sinn; niemals draußen im Walde war es sich so verachtet und verlassen vorgekommen. Sonne, Regen und Wind hatten es ebenso erfreut wie die andern Kameraden, und auch in seinen Zweigen hatten die Vögel ihre lieblichen Lieder gesungen.

Der Händler nahm jetzt einen Strick und band den geknickten Zweig in die Höhe, sodaß man den Schaden nicht sogleich sehen konnte. Das Bäumchen schämte sich nun noch viel mehr; wie ein Betrüger kam es sich den Leuten gegenüber vor.

Eben jetzt trat eine einfache junge Frau, ein Tuch um den Kopf geschlungen, auf den Händler zu. Sie hatte ein fast noch kindliches rundes Gesicht, aus dem ein paar sanfte braune Augen freundlich in die Welt blickten. Sie musterte schüchtern die Bäume, deren Preise der Mann ihr nannte und zählte dann ein wenig verlegen die Groschen in ihrem Geldtäschchen.

Der Händler fühlte ein menschliches Rühren, und sein Gewissen erinnerte ihn wohl daran, daß er unsern Freund ein wenig trügerisch zurechtgestutzt hatte.

„Den Baum da will ich Ihnen für fünfzig Pfennige lassen, junge Frau,“ sagte er, und ihr Gesicht glänzte freudig auf. In fünf Nickelstücken zählte sie ihm den Betrag aus; ihre kleine, wenn auch rote und verarbeitete Hand griff nun nach dem neuerworbenen Besitztum und legte den armen verachteten Baum fast zärtlich an die Schulter.

Der Händler nickte ihr freundlich zu. „Vergnügtes Fest, junge Frau,“ sagte er.

„Das werden wir schon haben,“ erwiderte sie schon im Fortteilen mit strahlendem Lächeln; „wir haben ein Kleines zu Hause, mein Mann und ich!“

Sie hatte nicht weit zu gehen, ein paar Schritte um die Ecke, durch den Torweg eines Hauses über den Hof und ein paar Treppen hinauf. Hier lag das freundliche Stübchen und die blitzblanke kleine Küche, in der die junge Frau Hempel mit Mann und Kind wohnte.

Vorsichtig, um den Baum nicht zu verletzen, ging sie in die Tür und trug ihn an den Kinderwagen, um ihn mit Stolz ihrem dicken Buben zu zeigen, der krähend und strampelnd nach den grünen Zweigen faßte.

„Siehst du, mein Jungchen, so sieht ein Christbaum aus,“ plauderte die junge Frau fröhlich, „es ist dein erster, denn voriges Jahr um diese Zeit hatten wir unsern Hausmann noch nicht. Wir hatten auch überhaupt damals keinen Christbaum, Vater will ja nichts von den Tannenposaunen wissen. Da steckt eine alte böse Geschichte dahinter, die mein Hänschen niemals erfahren soll. Du meine Zeit, der Vater hat sie schwer genug gebüßt! Aber bange ist mir doch, wie es dieses Jahr mit dem Christbaum ablaufen und ob er über die Ueberraschung nicht böse sein wird. Fürs erste wollen wir unser Bäumchen verstecken und es zum Heiligabend für Vater und Sohn aufsparen.“

Die junge Frau schob unser Bäumchen in eine Ecke zwischen Schrank und Fenster und zog auch noch die Gardinen etwas vor, sodaß der Baum gänzlich versteckt war. Sie hantierte nun fleißig in der Küche umher, um dem zum Abende heimkehrenden Manne das Essen zu bereiten, und bald tönten auch Schritte vor der Tür und der Erwartete trat ein. Die junge Frau lief ihm fröhlich entgegen.

„Schön, daß du so pünktlich heim kommst, Heiner,“ rief sie vergnügt, „ich habe heute etwas extra Gutes für dich, denke dir, Bratwurst mit Sauerkraut! Sieh mal, wie der Junge lacht, ich glaube, der möchte am liebsten was abhaben, und weißt du das Beste, Heiner, sieh 'mal hier, sie sind vorzüglich geraten,“ und sie hob ein verdecktes Papier vom Tisch, auf dem zwei, appetitlich aussehende Christstollen lagen.

Der Mann betrachtete sie befriedigt. „Den größeren bekommt doch die Mutter, Lieschen, nicht wahr?“ fragte er.

Lieschen verzog schmollend das Gesicht. „Den größeren? Nein, das habe ich nicht gedacht,“ erwiderte sie, „wo soll die alte Frau das ganz allein hinessen? Ueberhaupt, Heiner, ich kann mir nicht helfen, ich bin doch recht böse auf sie! Daß damals bei der schlimmen Geschichte deine Eltern nichts mehr von dir wissen wollten, ist ja am Ende noch verständlich; daß nach deines Vaters Tode wieder eine Verbindung zwischen euch kam, weil du der Mutter schriebst, ist ja ganz gut. Aber daß sie dich durchaus nicht wiedersehen will und nicht einmal Verlangen hat, unsern Jungen kennen zu lernen, das finde ich einfach abscheulich!“

Der Mann seufzte. „Lieschen,“ sagte er dann, „das kannst du nicht so beurteilen; du hast meine Eltern ja nicht gekannt, was das für rechtschaffene, ehrbare, aber auch strenge und stolze Leute waren, das ganze Dorf hielt auf sie! Wenn denen ihr eigen Fleisch und Blut einen solchen Streich spielt, so können sie es eben nie verwinden, nie und nimmermehr. Ach, Lieschen, du weißt ja, daß jetzt meine schwere Zeit ist! wenn die Tannenbäume so überall auf der Straße stehen, so muß ich immer wieder an meinen Diebstahl und an die schreckliche Nacht denken, in der mich der Förster griff. Und dann die Zeit im Gefängnis und die noch schlimmere, als ich herauskam und von Tür zu Tür betteln mußte, um nicht gänzlich zu verhungern. Ich, Bauer Hempels Sohn, bei dem der geringste Knecht sein reichlich Brot hat! Ach, und die Scham und das Elend dieser Tage! Hätte sich nicht der gute Doktor Vogt, an dessen Türe ich gerade ohnmächtig zusammensiel, meiner angenommen und mir ein bißchen Arbeit verschafft, ich glaube, ich hätte mich versündigt und wäre ins Wasser gegangen.“

Lieschen legte den Arm um ihren Mann.

„Aber wie hast du dich seitdem gehalten, Heiner!“ sagte sie gerührt, „wo du nur gearbeitet hast, immer haben dich die Leute gelobt, so daß Herr Doktor Vogt jetzt ordentlich stolz auf seinen Schützling ist. Dein gutes Brot hast du jetzt auch bei der Bahn, sodaß die Mutter sich gar nicht deiner zu schämen braucht.“

„Na, laß nur gut sein, Lieschen,“ sagte der Mann, „pack ihr nur trotzdem den größten Stollen ein, und hier hab' ich noch ein Halstuch für sie gekauft; das lege zu den wollenen Strümpfen, die du für Mutter gestrickt hast. Du weißt ja, es ist nicht zu viel, Lieschen, Mütter schickt ja immer ganz andere Pakete.“

„Ja, das muß wahr sein,“ erwiderte die junge Frau, „an den großen Schinken und die Speckseite vom vorigen Jahr denke ich heute noch, und dann der Korb mit den vielen Aepfeln! Aber ich, muß noch etwas anderes sagen, Heiner,“ und sie legte schmeichelnd den Kopf an seine Schulter, „sieh mal, unsern Hans an, ist das nicht ein Prachtjunge?“

Der Vater nickte glückselig zu dem ruhig schlafenden kleinen Kerl hinüber.

„Sieh einmal, soll nun dein Junge es schlechter haben als alle anderen Kinder, soll er keinen Christbaum bekommen?“

Der Mann zuckte zusammen. „Ach Lieschen, laß doch, quäle mich nicht!“ sagte er, „du hast ja recht, der Junge darf nicht darunter leiden, vielleicht später einmal, aber Freude kann ich nur daran haben, wenn die Mutter erst ganz versöhnt ist.“

Unser Baum hinter dem Schrank war dem Gange der Unterhaltung mit größter Spannung gefolgt; schon als er das erste Mal den Namen „Heiner“ hörte, wurde seine Aufmerksamkeit erregt, und hinter der Gardine hervor suchte er mit einem einzigen seiner grünen Spitzen zu lugen. Soviel älter er auch geworden war, er erkannte doch den Hempel-Heiner wieder, dessen Gesicht sich ihm genau eingeprägt hatte, als ihm in jener Nacht der Förster so scharf in die Augen leuchtete. Die fernere Unterhaltung bestätigte ihm, daß er recht hatte, und es ging etwas wie ein Zittern der Erregung durch alle die grünen Zweige. Die schreckliche Nacht, in welcher der blasse blonde Bursch so verwegen in sein stacheliges Geäst gegriffen, stieg wieder vor ihm auf. Der Heiner wollte seitdem keine Tannenbäume mehr sehen, das war erklärlich; aber ein heißer Wunsch erwachte in dem treuen Herzen des Bäumchens, des Mannes Seele von dieser Last befreien zu dürfen. Aber das schien ein unmögliches Verlangen; wie konnte gerade ein Tannenbaum ihm wohltun? Im Gegenteil, der Heiner wollte ja nichts von ihnen wissen, und so würde die Frau ihn wohl am nächsten Morgen aus dem Hause tun, und er würde elend zu Grunde gehen müssen, herausgerissen aus dem heimatlichen Boden und doch nicht der schönen, seligen Bestimmung der Tannenbäume zugeführt! Das Bäumchen seufzte schwer über sein eigenes Geschick, aber auch über das des Mannes, dem es gern seine treue Teilnahme bewiesen hätte.

Am andern Morgen, als der Mann zur Arbeit fort war, begann die Frau das Paket für die Mutter zu richten. Christstolle, Strümpfe und Halstuch waren schon zusammengepackt, da fiel es Lieschen ein, einmal nach ihrem Baume hinter dem Schrank zu sehen. Sie zog ihn hervor und betrachtete ihn mit traurigen Augen.

„Soll ich dich fortschaffen, mein hübsches Christbäumchen?“ sagte sie, „nein, nein, das kann ich wirklich nicht, ein Weihnachten mit Kind und ohne Baum, das kann man sich doch gar nicht denken. Ich will dich noch hier behalten und vielleicht doch noch ausschmücken; am Ende ist es unserm Vater gar eine Freude, wenn er sich überrumpelt sieht und am heiligen Abend einen Baum hat.“

Jetzt erst bemerkte Lieschen den abgeknickten Zweig.

„Sieh da, das könnten wir der Mutter obenauf in das Paket legen,“ sagte sie, „vielleicht ist das der alten Frau ein recht lieber Weihnachtsgruß,“ und sie löste den Zweig gänzlich vom Stamme, schnitt ihn ein wenig zurecht und legte ihn über die anderen Gaben; dann hüllte sie das Ganze ein und verschnürte das Paket.

Unser Tannenzweig machte jetzt eine weite Reise im Dunkeln; das Paket wurde von Hand zu Hand gegeben, fuhr dann mit der Eisenbahn und wurde schließlich noch eine Strecke über Land getragen. Jetzt lösten langsame, vorsichtige Finger die Knoten der Schnur und die Papierhülle fiel von Lieschens sorglich eingepackten Geschenken. Da lagen nun auf dem Tisch der schöne bräunliche Christstollen, die warmen selbstgestrickten Strümpfe und das buntseidene Halstuch. Die alte Frau, die da ausgepackt hatte, sah wohl Alles; aber eigentlich sah sie nichts als den Tannenzweig, denn diesen nahm sie in die Hand und betrachtete ihn starr und unverwandt, als sähe sie das liebe Reis des Weihnachtsbaumes das erste Mal in ihrem Leben. Mit müden Schritten ging sie dann auf den grünen Kachelofen zu und setzte sich schwer in den alten Polsterstuhl, der dort seinen Platz hatte.

Es war eine große niedrige Bauernstube, in welche der Tannenzweig gekommen war; ein langer Tisch stand in der Mitte, darauf eine brennende Lampe und ringsumher viele, sauber gescheuerte Holzstühle. Es war eigentlich eine gemütliche, freundliche Stube, nur hätte man jetzt zur Abendzeit einen friedlich rauchenden Bauern mit Weib, Gesinde und fröhlichen Kindern hineinzugewünscht; aber es war alles leer, und nur die Alte saß einsam in ihrer Ofenecke. Den Zweig hielt sie noch immer in der Hand. — Ein Tannenreis, wie lange war ein solches nicht in ihrem Hause gewesen! Seit Jahren hatte kein Christbaum mehr ihr Haus geschmückt, ihr geschändetes, vereinsamtes Haus! Aber wunderbar, es war, als ob von diesem duftenden Tannenzweig eine Kraft ausging, die ihre Gedanken zurückführte, nicht nur bis zu jenem dunkeln Punkt der Schande und des Jammers, sondern weiter hinaus in eine freundliche Vergangenheit.

Sie besann sich auf die Zeit in der sie in dies Haus eingezogen war. Der reiche Bauer Hempel hatte sein junges Weib verloren und trauerte diesem länger nach, als es sonst wohl auf dem Lande Sitte ist. Er war ein ernster, stiller Mann dadurch geworden; aber nach Jahren entschloß er sich dennoch zu einer zweiten Ehe, auch in der Hoffnung, seinem Hofe einen Erben geben zu können. So kam die jetzige Frau in das Haus. Sie war schon etwas in den Jahren und brachte noch ein Stück Geld mit in den Hof.

Die zweite Frau Hempel war eine außerordentlich tüchtige, rechtschaffene Person; sie war streng gegen sich selbst, gestattete aber auch den Andern keinerlei Freiheiten. So wurde aus dem Hof bald eine Art von Musterwirtschaft, denn auch der Bauer war ein arbeitsamer, fleißiger Mann. Bei dem Gesinde war die Frau nicht allzu beliebt, denn sie hatte eine kurze herrische Art. Wer aber treu und gewissenhaft war, konnte doch auch eine linde Hand bei ihr spüren, denn dann sorgte sie mütterlich für ihre Untergebenen.

Nach Jahresfrist lag wirklich ein Erbe in der Wiege bei den nicht mehr jungen Leuten. Es war nun eine große Glückseligkeit in dem ganzen Hause, und der Bauer war stolz, endlich einen Sohn zu haben. Verwandte und Freunde kamen herbei, den kleinen zukünftigen Hempel-Bauern zu sehen, der da in der altehrwürdigen Erbwiege lag. Manch Scherzwort wurde gesprochen. „Nun das werden gestrenge Herrchen,“ meinten die Leute, „der wird wohl bald fühlen, daß er in ein weiches Nest gekommen ist.“

Die Frau in ihrer Gewissenhaftigkeit nahm sich die Worte sehr zu Herzen und sprach auch mit ihrem Manne darüber. Das Ehepaar kam ernstlich überein, daß sie ihren Knaben nicht durch Verwöhnung verderben wollten, und was sich die Hempel-Bäuerin einmal vorgenommen hatte, das setzte sie auch durch.

Der kleine Heiner wuchs heran, stramm und rotbäckig, aber niemand hätte sagen können, daß er verhätschelt würde; im Gegenteil, unter dem Gesinde war fast ein Murren, daß das Kind gar so hart gehalten würde. Dabei fehlte es gewiß nicht an der elterlichen Liebe, aber Vater und Mutter waren besonders ernst und schwer veranlagte Naturen und vielleicht schon etwas über die Jahre hinaus, in denen man ein Kind füglich zu nehmen versteht.

Ach, aber es waren doch schöne selige Zeiten gewesen, in denen ein paar eifrige kleine Füße in Haus und Hof herumliefen, ein warmes Händchen sich vertrauensvoll in der Mutter arbeitsharte Rechte legte, wenn sie in Kammer und Ställen nach der Ordnung sah und ein Paar lachende blaue Augen überall Sonnenschein verbreiteten!

Der Tannenzweig in den Händen der Alten duftete stärker; ja, und dann die Weihnachtsfeste mit dem Christbaum, an dem die vor Rauschgold glänzenden Nüsse und selbstgeernteten rotbäckigen Aepfel hingen! Wie hatte das Kind in der kalten Dorfkirche so andächtig seine erfrorenen Fingerchen gefaltet, wie glückselig war es dann über seine Geschenke gewesen, die für den Hempel-Erben eigentlich immer ein wenig kärglich ausgefallen waren. Aber „nur den Jungen nicht verwöhnen“, das war und blieb der Grundsatz des ernsten Vaters und der sparsamen Mutter.

Der Heiner war das einzige Kind geblieben, und die Eltern, die sich ihres Rufes der Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit im Dorfe vollbewußt waren, wollten durchaus einen Musterknaben aus ihm machen.

Der arme kleine Heiner, er hatte so wenig Anlage dazu! Er war ein lebhaftes, gutes Kind, weichmütig und frohherzig, aber von nicht allzu starkem Charakter. Seine Eltern liebte er gewiß, aber die Furcht vor Strafe, in der er bei seinen törichten kleinen Streichen fortwährend schwebte, überwog diese Liebe zuweilen und trieb ihn zu allerhand Ausflüchten und Heimlichkeiten mit dem Gesinde, das den lieben kleinen Burschen fast vergötterte.

Die Frau im Lehnstuhl faßte den Tannenzweig fester. Was war es, daß ihr plötzlich die Vergangenheit in so anderem Licht erschien? Hatte sie nicht immer recht und gewissenhaft an ihrem Knaben gehandelt? Und nun schien es ihr plötzlich, als habe sie sein junges Herz doch nicht verstanden? War es der lang entbehrte Tannenduft, der ihr so viel Erinnerungen brachte?! —

Der Heiner wuchs heran, aber sein Herz entfremdete sich den allzu ernsten, allzu strengen Eltern je mehr und mehr und wendete sich frohsinnigen, zuweilen auch leichtfertigen Kameraden zu. Daheim war er still und gesetzt, nicht aus Heuchelei, sondern unwillkürlich durch die Eltern beeinflußt, und diese waren insgeheim nicht wenig stolz auf ihren hübschen wohlgeratenen Sohn. Natürlich wußte der Heiner jetzt genau, daß er der Erbe des großen reichen Hofes war, und dachte er selbst in seiner Harmlosigkeit auch nicht daran. Andere machten ihn spöttelnd darauf aufmerksam, daß er dafür doch recht knapp gehalten wurde.

Er war jetzt ein ausgewachsener Bursche, der schon wacker und mit Lust auf dem Hofe arbeitete, dabei aber kaum ein paar Pfennige in die Tasche bekam. Er wagte nicht, seine Eltern um mehr anzugehen; du liebe Zeit, alle Welt borgte ihm so willig, daß er ja gar nicht nötig hatte, den strengen Vater zu behelligen. Er hätte es sich angewöhnt, wenn die Eltern schliefen und auch ihn schlafend wähnten, durch das Kammerfenster zu entschlüpfen, um dann im Wirtshaus mit den Kameraden noch ein paar vergnügte Stunden zu verleben. Zuerst verkehrte er dort nur mit anderen jungen Bauernsöhnen, allmählich aber wurde er auch in seinem Umgang weniger wählerisch und reiß sich mit Leuten ein, die einen schlechten Ruf genossen. Auch diese borgten ihm, drängten ihn aber dann um Wiedererstattung des Geldes. Von andern aufgestachelt, entschloß er sich endlich, den Vater um eine Summe zu bitten; aber die entörten Eltern schalten ihn so hart aus und bewachten ihn von nun ab so streng, daß er, statt in sich zu gehen, nur trotzig und verstockt wurde. Was ihm der Vater schließlich gegeben hatte, reichte nicht aus, das hie und da Geborgte zu ersetzen, so mußte er also noch mehr Geld zu bekommen suchen. Und so ließ er sich schließlich überreden und der schwarze Steffen nahm ihn einmal mit auf einen bösen, bösen Weg —

Die Rechte der Alten griff bei dieser Erinnerung so krampfhaft in die Nadeln des Tannenzweiges, wie einst die Hand des jungen Burschen in das stachelige Geäst des Bäumchens. O, dieser schreckliche Morgen, als der Knecht mit der Nachricht hereinstürzte, der Heiner sei beim Christbaumstehlen ertappt und von dem Förster in die Stadt zum Richter gebracht worden! Es war, als hätte der Schlag die beiden Alten getroffen! Ihr einziger Sohn und Erbe als niedriger Dieb schimpflich in das Gefängnis gebracht? Konnten sie das Entsetzliche überhaupt fassen? Sie schalten und klagten nicht, aber um so tiefer fraß sich Gram und Bitterkeit in ihre Herzen ein. All ihre Ehre vor den Leuten, der ganze Ruf der Rechtschaffenheit und Vortrefflichkeit ihres Hauses war dahin; neben dem grenzenlosen Kummer um den verlorenen Sohn zehrte dieses Bewußtsein an dem Leben der selbstgerechten Leute.

Der Förster war gekommen, um die Sache zu erklären und sich gewissermaßen zu entschuldigen; dadurch erfuhren die Eltern noch, daß ihr Sohn mit dem schwarzen Steffen zusammen verhaftet sei, der übelberüchtigte Mensch, aus der ganzen Umgegend. Dies war noch der bitterste Tropfen in ihrem Leidenskelch; ihr Heiner hatte also Gemeinsch